

LOUISA LUNA ABGETAUCHT

THRILLER



SUHRKAMP

SV

Louisa Luna

ABGETAUCHT

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch
von Karin Diemerling

Herausgegeben von
Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
Hideout
bei Doubleday, an imprint of The Knopf Doubleday Group,
a division of Penguin Random House, LLC.

Erste Auflage 2024
suhrkamp taschenbuch 5377
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024
Copyright © 2022 by Louisa Luna
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Umschlagfoto: plainpicture/Design Pics/Dave Reede
Umschlaggestaltung: Lübbeke, Naumann, Thoben, Köln

Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47377-1

www.suhrkamp.de

ABGETAUCHT

*Für meinen Vater,
Autor des ursprünglichen Hideout,
der uns Geschichten von dem
in die andere Richtung laufenden
Spieler erzählt hat.*

Zeb Williams trat mit der Spitze seines Stollenschuhs in den Kunstrasen und überlegte, was darunterlag. Das Spielfeld war einmal natürlich grün gewesen, aber als er 1981 an die UC Berkeley kam, wechselte die Uni zum Topfkratzerbelag. Er fand das ätzend, weil er das Spiel vorwiegend auf Rasen gelernt hatte. Allerdings hatte er auch Erfahrung mit Erde, Schlamm, Asphalt. Als Kind hatte er oft das Pflaster geküsst, war mit dem Gesicht auf den Bordstein geknallt. Die Italiener in der Nachbarschaft hatten sich über seine blauen Flecken lustig gemacht, aber die Klappe gehalten, als sie sahen, wie gut er mit dem Ball umgehen konnte. Fußball war nicht sein Ding, Basketball manchmal schon, aber richtig gut war er in jedem Spiel, bei dem man über ein Feld hinweg werfen und fangen musste. Er hatte an der Riordan High School in der City mit Football angefangen, wo die Trainer bald entdeckten, dass er auch kicken konnte. In seinem ersten Jahr hatte er sogar an Cross-Country-Rennen teilgenommen, weil sich herausstellte, dass er oben-drein ein guter Läufer war.

Er atmete tief durch die Nase ein und wünschte, das Spielfeld wäre aus Naturrasen, damit er es riechen könnte. Das hätte ihm in diesem Moment das Gefühl gegeben, genau am richtigen Ort zu sein, kurz davor, einen Extrapunkt zu kicken.

»Bereit, Nummer zwei?«, fragte Bear Thomas, der Holder der California Golden Bears, und trabte auf der Stelle, während die letzten Sekunden des Time-Out tickten.

Bear wurde ständig mit Sprüchen aufgezogen wie: »Hey, Bear, was würdest du machen, wenn deine Mama dich Bruin genannt hätte?« Oder »Duck« oder »Trojan«, in Anspielung auf die UCLA Bruins, die Oregon Ducks und die USC Trojans.

Wollten sie ihn richtig auf die Palme bringen, hieß es: »Sie hätte dich lieber Cardinal nennen sollen«, denn Stanford Cardinal war der Erzfeind.

Jetzt aber machte niemand Witze, und Bear war voll aufgedreht. Er sah ihn mit der flachen Hand gegen seinen Helm schlagen, dabei weiter auf der Stelle tänzeln.

Zeb hob ein wenig den Kopf und ließ den Blick noch höher wandern, bis hinauf zu den Rängen, und auf einmal konnte er die ganzen Leute hören. Fünfundsechzigtausend, hatten sie gesagt, damit wurde gerechnet. Die Geräuschkulisse versetzte ihn jedes Mal wieder in Erstaunen. Anhaltendes Raunen, das mal leiser wurde, mal zu einem Kreischen anstieg, immer wieder, wie ein hin und her fliegender Kampfjet.

Carmen war irgendwo dort oben. Sie schien zu kultiviert, um ihn mit Geschrei anzufeuern, aber seit sie miteinander gingen, hatte sie gesagt, fiel es ihr schwer zuzuschauen, weil sie sich immer so aufregte. Vorher hatte ihr offenbar nie viel am Ergebnis gelegen.

Zeb lächelte hinter seiner Maske, als er an sie dachte. Er mochte sie, weil sie so ehrlich war. Die anderen Mädchen sagten immer nur, was er ihrer Meinung nach hören wollte, redeten über Spielstatistiken, Gewinnquoten, neue Anwerbungen. Oder sie setzten alles daran, gleichgültig zu wirken, zu beschäftigen mit Modern Dance oder Politik oder was auch immer sie studierten. Carmen würde es nie einfallen, auf cool zu machen. Sie würde gut zurechtkommen im Leben.

Was ihn wieder zu der Frage brachte: Was war unter dem Kunstrasen? Eine dünne Gummischicht, hatte er gehört. Darunter Kies. Darunter Beton. Und darunter Erde. Und darunter und darunter ...

Das Time-out war zu Ende. Bear klatschte einmal in die Hände.

»Los«, sagte er und ging in die Hocke, wartete auf den Snap.

Zeb nickte, sah zur Anzeigetafel hinauf. 6:6. Viertes Quarter. Noch 7 Sekunden. Der Kicker von Stanford war bereits in Ungnade gefallen, weil er seinen Extrapunkt nicht gemacht hatte, alle Zuneigung der Fans in dem Moment verloren, als der Ball knapp am linken Torpfosten vorbeigeflogen war. Hätte ich sein können, dachte Zeb. Hätte jeder von uns sein können.

Er schüttelte seine Hände und Füße aus und wippte leicht in den Knien, den linken Fuß vor den rechten gesetzt, Oberkörper vorgebeugt.

Buck Reinhart snappte den Ball und Bear fing ihn, stellte ihn aufrecht auf die Spitze, streckte dabei wie immer den rechten Arm aus, als würde er den Ball mit reiner Geisteskraft in der Balance halten.

Zeb wartete. Der Uhr nach weniger als eine Sekunde lang, aber die Zeit verging anders auf dem Spielfeld. Manchmal kam es ihm vor, als hätte draußen in der Welt schon ein neues Jahr begonnen, wenn das Spiel endlich zu Ende war.

Er lief an, links, rechts, links, doch statt mit dem rechten Fuß zu kicken, bückte er sich, hob den Ball mit einer Hand auf und versetzte mit der anderen Bear einen Stoß, dass der vor Schreck hinfiel.

Zeb sah auf den hübsch in seiner Armbeuge geborgenen Ball hinunter und wieder hinauf zur Uhr. Vier Sekunden noch. Ihm blieb nicht viel Zeit.

Er machte kehrt und lief los, auf Stanfords Endzone zu.

Bear brüllte, rannte ihm hinterher. Sein Freund hatte schon in der Highschool auf der Position des Cornerback gespielt und war entsprechend schnell, aber nicht so schnell wie er. Zeb sah Cals Defense von den Seitenlinien auf ihn zustürmen, Jimmy Moffat, der Tackle, und Roger Swain, Outside Linebacker, Fähnchen knickten unter ihren Füßen. Es würde wieder sein wie in der Jasper Alley in San Francisco, die Italiener allesamt auf ihn, alle aus dem Häuschen vom Spiel, die Schmerzen weglachend.

Seine Mannschaftskameraden lachten nicht. Sie brüllten seinen Namen, Roger Swain schrie: »Wohin, Zwei, falsche Richtung!« Es war schon vorgekommen, dass Spieler nach einem Sack die Orientierung verloren hatten und auf das falsche Spielfeldende zugerannt waren, aber als er weder anhielt noch langsamer wurde, schienen Roger und die anderen zu kapieren, dass es kein Irrtum war.

Das Raunen der Menge hatte jetzt eine himmelhohe Tonlage, in Zeb's Ohren klang es wie der Laserstrahl des Marsianer-Raumschiffs in *Krieg der Welten*, wenn der Priester verbrutzelt wird. Nur lauter.

Dreißig, zwanzig, zehn.

Ein paar Mitglieder von Stanfords Blaskapelle und seiner Cheerleadertruppe standen in der Endzone herum und guckten verwirrt, tranken Dosenbier, warfen lässig Puschel in die Luft.

Zeb erspähte einen schmalen Durchlass zwischen einer Cheerleaderin und einem Typ mit einer Posaune und sprintete noch schneller, mit jedem Schritt leichter. Das musste er dem Kunstrasen lassen, er klebte nicht an den Stollen wie Gras und Erde, sondern federte und gab ihm beim Landen auf den Fußballen zusätzlich Schwung.

Er sauste in die Endzone, das Gekreisch der Zuschauer wurde höher und lauter, das Pfeifen des Schiedsrichters durchdringend. Ein paar Fans kletterten über die Absperrung und sprangen von der Tribüne aufs Spielfeld.

Zeb warf den Ball rückwärts über seine Schulter, wusste genau, dass seine Mannschaftskameraden ihn reflexartig fangen würden wie Brautjungfern den Brautstrauß, obwohl das Spiel jetzt vorbei war.

Vom Ball befreit, pumpte er mit den Armen und hielt auf die ausgemachte Lücke zu, doch da drehte sich der Posaunenspieler halb zur Seite, so dass der Zug seines Instruments ihm den Weg versperrte.

Zeb rammte den Musiker an der Schulter und schlug ihm die Posaune aus der Hand, lief aber unbeirrt weiter auf den Ausgang zu. Er konnte das Haarspray einer Cheerleaderin riechen, stark wie Reinigungsalkohol, hörte seine Kameraden mit der Kapelle und den Cheerleadern zusammenstoßen, den dumpfen Aufprall, als einige hinfielen. Er sah sich nicht um, konnte sich aber das Gewirr vorstellen, wie manche lachten, andere sich aufrappelten, um ihm weiter hinterherzujagen.

In den Tunnel hinein und dann statt nach rechts in die Umkleidekabine direkt hinaus auf den Parkplatz, wo er für ein paar Sekunden langsamer wurde, erst auf einem Fuß hüpfte, dann auf dem anderen, seine Stollenschuhe abstreifte und sie von sich schleuderte. Er zog sein Trikot aus und warf es hoch in die Luft, während er wieder Tempo machte und auf den Rand des Parkplatzes zuhielt, dabei immer noch den kollektiven Aufschrei der Menge hörte. Er dachte daran, zur Piedmont Avenue zu laufen, wo er sich vielleicht unter die Studis mischen konnte, oder noch ein bisschen weiter bis zu Carmens Studentinnenverbindung, um dort auf sie zu warten. Er dachte daran, bis zur Interstate zu laufen, rund fünf Kilometer, schätzte er. Er dachte daran, über die Bay Bridge in die City zu laufen, zurück zur Jasper Alley, wo er aufgewachsen war, und dort vielleicht all die Kids von früher zu treffen, und vielleicht hatten sie sich gar nicht verändert, waren immer noch zehn oder elf oder zwölf Jahre alt, rissen immer noch dreckige Witze und tranken in einem Zug ihre Cola leer, wickelten Klebeband um ihre alten Footballs, damit die Luft nicht rausging. Vielleicht standen sie genau da an der Ecke, wo er sie zurückgelassen hatte, und wenn er endlich dort ankam und auf sie zulief, würden sie rufen: »Wo warst'n du, Zeb?«

San Francisco war nicht Alice Vegas Lieblingsstadt, und das lag am Wetter. Sie hatte es lieber richtig heiß, schaltete die Klima-

anlage in ihrem Haus im Sacramento Valley nur während der brutalsten Hitzewellen an und ließ sonst immer alle Fenster offen. Zu Hause lief sie in Yogashorts und Trägershirt herum, aber für die Arbeit trug sie stets Schwarz – Hose, Hemd, Jackett, Stiefel. Dazu eine Springfield in einem Schulterholster über dem Hemd, unter dem Jackett. Die Riemen hatte sie all die Jahre immer so fest geschnallt, dass sie sich fast das Blut abschnürte und jetzt einen dauerhaften Abdruck der Holstertasche auf der Haut trug, rosa Linien wie eine Architekturskizze über den Rippen, knapp unter ihrer linken Brust.

Ihr Beruf führte sie an viele Orte, aus denen sie sich nichts machte. Im Moment stand sie auf der Vordertreppe einer großen gelben Villa in Pacific Heights und drückte auf die Klingel neben der breiten Glastür in einem dekorativen, schmiedeeisernen Rahmen. Sie hörte den Doppelklang drinnen und schätzte, dass es ein Weilchen dauern würde. Viele Treppen. Die Straße war leer und ruhig für einen Samstag. Mittagszeit, dreizehn Grad, die Sonne noch von ein paar Nebelfetzen verschleiert.

Ein junger, sonnengebräunter Mann kam zur Tür, kahlköpfig, schwarzer Bart und Brille, bekleidet mit einem senfgelben Hemd und einer weißen, überweiten Hose, die teuer aussah. Als er ihr aufmachte, surrte die in ihrem Rahmen erzitternde Glastür.

»Ms Vega?«, fragte er zögerlich.

»Ja«, sagte sie. »Mr Fohl?«

»Nein, nein, ich bin Samuel, Mr Fohls Assistent«, sagte er verlegen. »Bitte kommen Sie herein.«

Vega betrat einen Vorraum, der ungefähr so groß war wie ihr ganzes Haus. Schwarzweiß gewürfelter Parkettboden und eine Holzdecke mit Kunstschnitzerei. Ein gekachelter Wandbrunnen plätscherte leise in einer Ecke.

»Das ist Tiffany«, sagte Samuel, als er ihren Blick bemerkte.

Sie nickte, nahm die Information entgegen wie ein Ticket aus einem Parkautomaten.

»Hier entlang, bitte«, sagte der Assistent und führte sie in ein angrenzendes Zimmer.

Die Decke war auch hier aus geschnitztem Holz. Zwei weinrote Ledersofas, kein einziger Knick darin, standen sich gegenüber.

»Was möchten Sie trinken«, fragte Samuel mit auf dem Rücken verschränkten Händen. »Wir haben stilles Wasser und welches mit Kohlensäure oder auch etwas Stärkeres, falls Sie wollen.«

»Nein, danke«, sagte Vega.

»Bitte sehr«, sagte Samuel. »Anton bringt gerade noch etwas zum Abschluss, er ist gleich bei Ihnen.«

Damit ging er. Vega ließ ihren Blick an der Fensterfront entlangwandern. Draußen wuchs ein Strauch mit papierartigen, violetten Blüten, der kastenförmig beschnitten war.

Sie sah sich in dem Raum um. Ihr gegenüber stand ein Sideboard aus dunklem Holz, so lang wie die gesamte Wand, darauf eine weiße Vase mit einem Arrangement aus schwarz lackierten Stöcken. Über dem Möbel erstreckte sich ein langer, rechteckiger Spiegel, der ein wenig nach vorn geneigt war, als sollte er die Person oder Personen auf dem Sofa am Fenster vollständig zeigen. Vega sah ihr Spiegelbild, die krummen schwarzen Stöcke durchkreuzten ihr Gesicht.

»Ms Vega«, sagte der Mann, wegen dem sie hier war.

Fohl kam hereingeeilt, wobei er seinen rechten Arm zurücknahm, als wollte er Schwung zum Händeschütteln holen. Vega stand auf und ihre Handflächen schlugen gegeneinander, so dass eher ein Abklatschen daraus wurde. In der anderen Hand hielt er ein zusammengefaltetes Blatt Papier.

»Anton Fohl«, stellte er sich vor. »Es tut mir leid, dass ich Sie warten ließ. Eins von diesen Telefonaten ...«

Er unterbrach sich und sah sie beifallheischend an, erwartete wohl, dass sie sagte: »Ach, kein Problem« oder »Ich bitte Sie, es war ein Vergnügen, in diesem geschmackvoll eingerichteten Zimmer zu warten.« Doch er war ihr natürlich noch nie begegnet und wusste daher nicht, dass sie sich nie an Smalltalk beteiligte, es sei denn, sie wollte Informationen aus jemandem herausbekommen, so ähnlich wie jemand gezielt das Fleisch von den feinen Gräten eines gedünsteten Fisches löst.

»Bitte«, sagte er und bedeutete ihr mit einer Geste, wieder Platz zu nehmen.

Vega setzte sich, während Fohl das Sofa gegenüber nahm, so dass ein Abstand von gut zwei Metern zwischen ihnen war. Sie hatte im Vorfeld keine Recherchen über ihn angestellt, wollte sich lieber auf ihren ersten Eindruck verlassen und den Rest später ergänzen. Die sozialen Medien waren toll für diesen Zweck, aber dort wurde alles durch den Filter des Bildschirms und den Filter der Selbstinszenierung präsentiert, was zwei Filter zu viel waren für ihren Geschmack. Sie traute ihren eigenen Augen mehr.

Fohl sah gut aus. Mitte fünfzig, melierte, walnussbraune Haare mit weißen Schläfen, die sich so symmetrisch über seine Ohren zogen, dass sie wie gefärbt wirkten. Seine Augen waren von einem satten Blaugrün und bei Weitem das Auffallendste an seinem Gesicht, abgesehen von dem Grübchen in der linken Wange, das nur zum Vorschein kam, wenn er lächelte.

»Können wir Ihnen etwas zu trinken anbieten?«, erkundigte er sich mit einem Seitenblick zu Samuel, der an der Tür herumstand.

»Nein, danke«, sagte Vega.

»Dann ist das alles, Samuel, danke.«

Samuel zog sich zurück, und Fohl legte das zusammengefaltete Blatt neben sich auf das Sitzpolster. Er beugte sich zu ihr vor, die Ellbogen auf die Knie gestützt.

»Sie müssen eine ziemlich lange Fahrt hinter sich haben«, sagte er. »Von wo kommen Sie? Sacramento?«

»Nicht ganz so weit«, antwortete Vega. »Ein Stück südlicher.«

Fohl piffte leise durch die Zähne.

»Also, danke, dass Sie den weiten Weg auf sich genommen haben für dieses persönliche Gespräch.«

Vega lächelte knapp und wartete auf mehr.

Fohl nickte rhythmisch wie ein Wackeldackel auf der Hutablage.

»Ich, äh ...«, begann er und hüstelte in seine Faust. »Es geht um etwas, das ich nicht in einer E-Mail erklären wollte. Ich wollte von Angesicht zu Angesicht mit Ihnen sprechen, erstens, um Sie kennenzulernen, aber auch, weil das ...« Er unterbrach sich und schürzte die Lippen, als würde er angestrengt nach den richtigen Worten suchen, obwohl er sie nach Vegas Eindruck längst kannte. »... ein etwas anderer Fall ist als Ihre üblichen.«

Wieder legte er eine Pause ein, vermutlich, um ihr Zeit zu geben, diese Vorwarnung zu verdauen. Wenn der wüsste, dachte Vega. Wenn er auch nur von der Hälfte ihrer Fälle Kenntnis hätte, über die es keine Medienberichterstattung gegeben hatte, würde er seine Behauptung vielleicht überdenken.

»Verstehen Sie mich nicht falsch«, fuhr Fohl mit abwehrender Geste fort. »Es ist dennoch ein Vermisstenfall. Nur wahrscheinlich der größte in Ihrer bisherigen Laufbahn.«

Er zog eine Grimasse über seine großsprecherischen Worte, wirkte zugleich aber aufgeregt über das, was er zu sagen plante.

»Meine Frau Carmen hat an der Cal in Berkeley studiert, wie auch ihr Vater und ihr Großvater, während man in meiner Familie nach Stanford geht. Sie können sich vorstellen, wie die Stimmung war, als sie mich das erste Mal mit nach Hause nahm, um mich ihren Eltern vorzustellen.«

Er lachte nicht, lächelte nur wissend mit schmalen Augen. Als Vega weder lachte noch lächelte, sondern ihn nur weiter abwartend ansah, schwand sein Lächeln zusammen mit dem Grübchen. Für einen Augenblick schien er den Faden verloren zu haben, nahm ihn aber gleich wieder auf.

»Wir haben uns im Herbst 1985 kennengelernt und drei Jahre später geheiratet. Zwei hübsche Töchter.«

Fohl räusperte sich.

»Jetzt werden Sie sich fragen, wer ist die vermisste Person?«

Vega sagte noch immer nichts, beugte sich aber vor und stemmte die Ellbogen auf die Knie, spiegelte seine Haltung.

Fohl legte die Hände ineinander und atmete tief aus.

»Vor mir war Carmen fest mit einem anderen jungen Mann zusammen, und er ist es, den Sie für mich finden sollen. Damit aber«, sagte er und hob den Zeigefinger, »wird es kompliziert.« Er atmete noch einmal tief durch, ehe er den Namen hervorstieß. »Es ist Zeb Williams.«

Fohl rieb sich die Knie und machte eine Miene, die halb Stirnrunzeln, halb Grinsen war. Um langsam in Verwirrung überzugehen.

»Zeb Williams«, wiederholte er, offenbar für den Fall, dass sie in den letzten Minuten einen mittelgradigen Hörverlust erlitten hatte. »Der Kicker von Cal«, fügte er mit einem nachsichtigen Blick hinzu, als bedürfte es nur dieses Zusatzes, um ihrem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen.

»Okay«, sagte Vega. »Wann haben Sie ihn zuletzt gesehen?«

Fohl kniff den Mund zusammen.

»Im Jahr 1984«, sagte er. »Am siebzehnten November. Das war das letzte Mal, dass er überhaupt gesehen wurde.« Er kratzte sich am Kinn. »Sie wissen wirklich nicht, wer Zeb Williams, der Footballspieler, ist?«

»Nein«, sagte Vega ohne Zögern oder Entschuldigung.

Fohl lachte kopfschüttelnd. »Tut mir leid, ich dachte einfach, dass ihn jeder kennt.«

»Ich nicht.«

»Okay«, sagte er, immer noch verblüfft. »Jetzt weiß ich gerade nicht, wo ich anfangen soll.«

Seine Unsicherheit wirkte echt, weshalb sie es für das Beste hielt, ihm unter die Arme zu greifen.

»Gehen wir mal davon aus, dass ich das, was allgemein bekannt ist, im Internet herausfinden kann«, sagte sie. »Erzählen Sie mir doch, was nicht alle wissen. Was nur Sie wissen.«

Das leuchtete Fohl ein. Er nickte erleichtert.

»Sie sind sich, also meine Frau und Zeb, in einem naturwissenschaftlichen Seminar an der Uni Berkeley begegnet. Waren dann zwei Jahre zusammen.« Er hüstelte wieder in seine Faust. »Sie hat ihn gut gekannt, das dachte sie zumindest, und war tief verletzt, als er einfach verschwand.«

»Er hat nie Kontakt zu ihr aufgenommen nach seinem Verschwinden?«, fragte Vega.

»Nein«, sagte Fohl.

Sie glaubte ihm. Trotzdem passte da irgendetwas nicht richtig. Ein klappernder Golddeckel auf einem zu kleinen Schraubglas.

»Und Sie haben ihn nie persönlich kennengelernt.«

»Nein«, bestätigte Fohl. »Ich weiß nur, was Carmen mir über ihn erzählt hat, und eben das, was durch die Medien bekannt ist.«

Vega schwieg einen Moment und blickte kurz zu ihrem von den schwarzen Zweigen geteilten Spiegelbild hinauf.

»Es würde die Sache vereinfachen, wenn ich Ihre Frau direkt über ihn befragen könnte.«

Fohl kratzte sich am Knie. »Sie ist gerade nicht zu Hause.«

Vega ließ einen Moment verstreichen. Dann: »Ich warte gern.«

»Also, das ist es eben«, sagte er. »Wenn ich ehrlich zu Ihnen sein soll.«

Wieder ein Hüsteln.

»Sie weiß nichts von unserem Treffen hier«, fuhr er mit einem Anflug von Zerknirschung fort. »Sie weiß nicht, dass ich versuchen will, Zeb zu finden.« Dann seufzte er, wirkte mit jedem Satz matter, ließ den Kopf hängen. »Und Sie möchten wahrscheinlich wissen, warum.«

»Nicht unbedingt«, sagte Vega.

Fohl hob überrascht den Kopf. »Nicht unbedingt«, wiederholte er. »Warum nicht?«

»Es geht mich nichts an«, antwortete sie. »Wenn ich den Auftrag annehme, sind Sie mein Kunde, nicht Ihre Frau, es sei denn, Sie verfügen etwas anderes.«

»Das ist sehr gut«, sagte Fohl erleichtert. »Ich dachte ... ich bin davon ausgegangen, dass Sie zuerst mit ihr sprechen müssten.«

»Nein«, sagte Vega. »Sollte sich irgendwann herausstellen, dass ich den Fall nicht voranbringen kann, ohne sie zu befragen, ist die Lage anders.«

»Natürlich«, sagte Fohl. »Ungelegte Eier und so.«

»Ohne Ihre Frau brauche ich möglicherweise länger, um an bestimmte Informationen zu kommen, aber ich bekomme sie.«

»Ich bewundere Ihre Zuversicht«, sagte Fohl. »Wenn man bedenkt, dass viele, *viele* Leute vergeblich versucht haben, Zeb Williams zu finden. Und das seit über dreißig Jahren.«

Vega sah nach ihrem Spiegelbild an der Wand, immer noch hinter den Zweigen.

»Sie haben nicht meine Mittel.«

»Und die wären?«, fragte Fohl, plötzlich überheblich, als hätte er sie nicht selbst hergebeten.

»Damit meine ich meine Erfahrung«, sagte Vega. »Und meine speziellen Fähigkeiten.«

»Natürlich«, sagte er. »Deshalb habe ich Sie ja kontaktiert. Wegen Ihrer Erfolge in ...« Er zögerte, suchte nach dem treffenden Ausdruck. »... besonderen Fällen.«

»Sollte ich den Fall annehmen, müssten Sie das von mir festgesetzte Honorar bezahlen, und dann, wenn ich ihn finde, noch etwas obendrauf«, sagte sie.

»Falls Sie ihn finden«, stellte Fohl klar.

»Ja«, sagte Vega. »Falls.«

»Das ist in Ordnung«, sagte er. »Ich bezahle, was Sie für angemessen halten. Da ist noch eine Sache, eine Information, die Sie haben sollten.«

Er faltete das Blatt Papier auseinander und reichte es ihr.

Es war die Kopie eines Fotos, vier Leute in einem Straßencafé. Eine Frau mit dunklen Haaren und Augen, die eine Schürze umhatte. Sie schien sich mit zwei älteren Männern an einem der Tische zu unterhalten, der eine in einem weißen Anzug, der andere mit einem Spazierstock. An einem Nachbartisch saß ein junger Mann, der zu der Frau aufsaß.

»Carmens Vater hatte damals nach Zeb Verschwinden einen Privatdetektiv engagiert, der ihn in einer Kleinstadt in Oregon namens Ilona ausfindig machte. Dieses Foto ist die letzte verbriefte Spur von Zeb. Seitdem hat es einen Haufen Spekulationen gegeben.«

»Hat sonst noch jemand dieses Foto?«, fragte Vega. »Könnte ich es online finden?«

»Nein, es stammt von dem Detektiv. Carmens Vater mochte keine offenen Fragen und verfügte über unbegrenzte finanzielle Mittel, verstehen Sie.«

Vega betrachtete das Foto, die vier Menschen, ihre Gesichter, ihren jeweiligen Blickpunkt.

»Ihr Mädchennamen ist Wirth«, fuhr Fohl fort.

Der junge Mann, offenbar Zeb Williams, starrte die dunkelhaarige Frau an.

»Der meiner Frau, meine ich. Ihrer Familie gehört Pacific Airlines.«

Er wollte, dass sie das zur Kenntnis nahm, merkte Vega,